Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 55. Bromberg, den 19. März 1927.

Lukas Hochstrassers Haus.

Ein Roman von Ernst Zahn.

(16. Fortsetzung.

Martin wollte auffahren. Aber sein Zorn fiel beim Anblick des Vaters abermals zusammen. Endlich fand er etwas Haltung. „Ich — will —“ sagte er — „zusammenpacken will ich — nach St. Felix zurück will ich nachher mit dem Schiff.“

„Vorher ist etwas abzumachen,“ entgegnete Lukas, „du bleibst hier, bis ich sage, daß du gehen kannst!“ Er ging langsam in seine Schlafkammer hinüber.

Martin trat ans Fenster und sah hinaus. Mit finsterem Blick und verdrossenem Gesicht stand er dort, bis Lukas zurückkam. Der hatte Haar und Bart gekämmt und sich zu einem Gang zurechtgemacht. Selbst den Filzhut hatte er auf.

„Ich will mich umziehen,“ sprach Martin ihn an. „Ich mag nicht hierbleiben.“

„Nicht aus dem Hause gehst du,“ sagte Lukas.

Martin konnte an seinem Ton ausrechnen, daß er übeltäte, wenn er nicht gehorchte. Er murrte etwas. „Ja, ja — ich warte.“

Und Lukas wendete sich langsam zum Gehen. Aber auf der Schwelle drehte er sich noch einmal um, nahm den Hut ab und fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als sei sie schweißnaß. „So“, sagte er mit tiefem Aufatmen, „jetzt geht sich einer schämen für dich, du armseliger Kamerad!“

Damit ging er hinaus.

Und nun schritt Lukas Hochstraßer durchs Dorf. Er legte die Hände auf den Rücken und ging mit gesenktem Kopf dahin. Wenn ihn einer grüßte, was oft geschah, hob er mechanisch die Hand zum Hut oder murmelte wohl nur einen Gruß in den Bart. Die Leute sahen, daß er ganz in Gedanken verloren ging, und blickten ihm verwundert nach; denn dieses achtlose Dahinschreiten war fremd an ihm. Auf ihn stürmten die Gedanken ein: Schämen mußt du dich, Lukas Hochstraßer, für dein eigen Blut! Doch verlangsamte er seine Schritte nicht, stand bei niemand still, zögerte nicht einmal. Gemach und stet schritt er wegab, bog in die Seestraße ein und hielt auf das Haus des Kapitäns zu.

Jetzt tat er das Gartentor auf, jetzt die Haustür, dann stand er im Flur.

Brigitte kam aus der Wohnstube. Sie war sehr bleich, die blauen Adern an ihrer Stirn traten sonderbar scharf hervor, sie zitterte. „Wir haben Euch kommen sehen“, sagte sie leise und ängstlich. „Der Vater ist in der Stube“, fügte sie hinzu.

Lukas sah sie erstaunt an, sie hatte den Gruß vergessen; es war fast, als ahnte sie etwas von dem, was er zu sagen kam. Sie tat ihm die Tür auf, und er trat an ihr vorbei in die Stube. Der Kapitän stand da und erwartete ihn, und Lukas wunderte sich zum zweitenmal. Wußte der etwas, der Kapitän, oder was war mit ihm, daß er wie verstört dastand? Auch Fries grüßte nicht, reichte ihm wohl die Hand hin, aber sah ihn nicht an, sondern wendete sich gleich ab, ging zu einem Stuhl und ließ sich dort nieder oder sank vielmehr auf dem Sitz zusammen, wie gewaltsam niedergeschlagen. Und alt war Gotthold Fries, verfallen, sein Kopf zitterte, und seine Hände tasteten sonderbar unsicher auf seinen Knien umher und schienen runzeliger noch als sonst

„Ja, ja“, sagte Fries jetzt. Dann schien er nicht die Worte finden zu können, mit denen er hatte fortfahren wollen. Er starrte an den Boden und saß wie gebrochen.

„Ihr habt etwas gehört?“ hob Lukas an. Er stand aufrecht. frei vor sich hinschauend, unterm Bart zuckte ihm die Lippe, sonst aber sah ihm keiner an, was für eine bittere Stunde er hatte.

„Ihr habt von — von — Martin etwas gehört?“ wiederholte er, als die beiden andern immer schwiegen.

Da meinte Brigitte zu wissen, daß Martin dem Vater gebeichtet habe, und sie hing mit großen verängstigten Augen an seinen Lippen. Er, Lukas, wußte alles So brauchten sie nicht mehr zu reden, sie und der Vater, wie sie eben beschlossen, als sie Lukas hatten kommen sehen.

Dieser richtete den Blick auf sie. Sie hielt sich nach rückwärts greifend an einem Stuhle und schwankte dennoch, in so atemloser Erregung wartete sie auf das, was er sagen würde.

„Du mußt die Verlobung mit meinem — mit Martin Hochstraßer rückgängig machen,“ sagte Lukas.

Sie schlug die Augen zu Boden. Das Blut kam und färbte ihr den Hals. die Wangen und die Stirn.

„Rückgängig machen, die Verlobung,“ wendete sich Lukas an Fries. „Er ist ihrer nicht wert. Ich, der Vater, muß es sagen.“

Einen Augenblick neigte Lukas den Kopf. Es war nicht leicht herausgekommen. was er eben gesagt hatte. Dann aufblickend, geradeaus, fragte er: „Sie haben es Euch also schon erzählt?“

„Was?“ stammelte Brigitte. Eine Ahnung kam ihr, daß ihn nicht das hergeführt, was sie gemeint hatte.

„Ihr habt es wohl nicht geglaubt? — Er hat es selber zugegeben, leider Gottes.“

„Was?“ fragte das Mädchen wieder.

Da maß Lukas beide mit einem erstaunten Blick. „Ihr wißt es nicht?“ sagte er, und dann mit einer harten und starken Stimme: „Das Mädchen ,das in den See gegangen ist vor einem Jahre, verführt hat er es — meiner! Ich kann es nicht ungeschehen machen.“

Brigitte ächzte. Dann schlug sie die Hände vor das glühende Gesicht, warf sich auf den Stuhl und saß da hilflos, immer suchend, ihr von Scham überlohtes Gesicht zu verbergen. Gotthold Fries aber hob ein seltsames Gebaren an. Alle Kraft und Ruhe und stille Würde. die ehemals an ihm gewesen waren, schienen ihn verlassen zu haben. Zuerst lallte er wie zwischen Lachen und Weinen, dann warf er den Arm über die Lehne des Stuhls, auf dem er saß, und ihn auf und nieder schlenkernd, wies er auf Brigitte: „Die auch,“ stieß er heraus, „die auch!“

„Was meint Ihr?“ fragte Lukas. Es packte ihn ein Schrecken. Er wurde erdfahl. Und als Fries nicht antwortete, nur immer noch mit schlenkerndem Arm auf Brigitte wies, faßte er ihn an und schüttelte ihn: „Was meint Ihr damit?“

Da kreischte der alte Mann die Antwort heraus: „Geschändet hat er sie! So einen habt Ihr, Lukas Hochstraßer! Mit Gewalt geschändet!“

Lukas trat zurück. Er ging ganz an die Wand hinüber und stand einen Augenblick mit dem Rücken gegen die beiden gewendet da. Als er sich umdrehte, hatte er wieder wie bei seinen ersten Worten das Zucken um die Lippen. Langsam nahm er den Hut vom Kopf, den er bisher irgendwie und in der Erregung des Besuches abzunehmen vergessen, und trat

vor Brigitte hin. „Verzeih mir, Mädchen," sagte er mit einer dumpfen, spröden Stimme, „daß aus meinem Hause so etwas über dich gekommen ist und daß ich es nicht habe hindern können."

Sie bog den Kopf, die Hände fielen ihr in den Schoß, aber sie konnte nicht reden. Als keines ein Wort fand, sah Lukas mit einem verlorenen Blick auf seinen Hut, dann scheu und wie nicht wissend, was zu tun, auf den Alten und dann auf das Mädchen. Darauf schlich der große, schwere Mann mit ein paar Schritten nach der Tür, immer den Hut in den Händen, bescheiden und wie einer, der nicht das Recht hatte, länger dazustehen. Eben legte er die Hand auf die Klinke. Da fuhr Brigitte auf, holte ihn ein und hielt ihn. „Geht nicht," sagte sie. „Laßt mich nicht allein! Ihr nicht!"

Er empfand ihre Hilflosigkeit. „Berate mit ihm," sagte er, auf den Kapitän weisend.

Aber Brigitte umklammerte seine Hand fester. „Der Vater ist wie nicht recht bei Sinnen. So hat es ihn getroffen. Er kann mir nicht raten. Er will nicht."

Und Lukas wuchs unter den Worten. Sehne um Sehne seines Körpers schien sich zu spannen. Jetzt sah er auf, und jetzt war sein Blick wie sonst klar. Dann packte er Brigittens Hand und hielt die Schwankende aufrecht. „Laßt mich es besinnen," sagte er dann. Es klang wie ein Versprechen. Darauf ging er, ohne ein weiteres Wort, aber sie wußte, daß er wiederkommen würde. Ein seltsames Trostgefühl blieb ihr zurück.

Dreizehntes Kapitel.

Über dem Herrlibacher Berg stand ein Gewitter. Der Himmel war nachtschwarz. Zuweilen zuckte eine Flamme hinter dem Walde herauf, und nachher rollte der Donner, als käme er aus dem Berg selber. Die Tannen auf des letzteren Rücken standen reglos, ragten dunkler in die Nacht des Himmels. Dann kam ein Sturm, fegte über sie hin und bog sie, daß sie mit ihren schlagenden Zweigen wie händeringende Gestalten waren, und wenn der Windstoß vorübergesaust war, standen sie wieder in einer fast unheimlichen Ruhe aufrecht. Über dem Dorfe lag noch ein Schein von Sonne, grell, stechend. In diesem Schein hoben sich die weißen und braunen Häuser scharf vom Hange ab, die Kirche mit dem roten Giebel des Turmes stand frei in der Höhe. Es war kalt. Das Gewitter war ein Ereignis. So früh im Jahr war noch keines über das Dorf gegangen.

Lukas Hochstraßer sah nicht nach dem Gewitter über dem Walde. Rüstig kam er bergauf gegen sein Haus gestiegen. War er abwärts sinnend und mit vornübergebeugtem Kopfe gegangen, so schritt er jetzt aufrecht und mit einer ruhigen Sicherheit dahin. Jetzt war er an der Tür, jetzt in der Wohnstube. Da saßen David und Rosa und Martin und warteten auf ihn, und hinter ihm kam Longinus, der Knecht, herein. Das Mittagessen stand auf dem Tisch. Martin trug Uniform, saß über seinem Teller und aß seine Suppe, während David und Rosa auf der Fensterbank Platz genommen hatten und nun mit Spannung auf den Vater sahen, von dem sie wußten, daß er mit Martin Streit gehabt. Als Lukas den Leutnant mit einem Blick streifte, sagte Rosa: „Er muß essen, wenn er mit dem Zweiuhrschiff fort will."

Lukas hing den Hut an den Wandnagel. „Esset!" sagte er zu Rosa und David.

Mit lärmigem Stuhlrücken ließen sie und der Knecht sich am Tisch nieder.

„Aber Ihr — eßt Ihr nicht?" fragte Rosa den Vater.

Lukas stand und sah Martin an, der mit störrischem Gesicht und ohne aufzublicken, seine Mahlzeit fortsetzte. Zweimal hob Lukas die Hand und fuhr sich durchs Haar, es kam ihn hart an, zu reden. „Steh auf, du!" sagte er dann. Schwere Trauer war seinem ruhigen Ton beigemischt.

Da erst wendete Martin ihm das Gesicht zu. Vielleicht meinte er, nicht recht verstanden zu haben; aber er erhob sich halb vom Stuhl dabei, denn Lukas sah nicht aus, als ob er scherzte.

„Aufstehen sollst du," wiederholte der letztere, und als der andere halb trotzig, halb verlegen die Hand an die Stuhllehne gelegt dastand, fuhr er fort: „Geh hinunter und lege — die Uniform — deine Uniform ab."

Er wartete Martins Antwort nicht ab. Aus einem Wandschrank holte er Papier und Schreibzeug; eine Zeitung, die schon auf dem langen Tische lag, schob er an dem ungedeckten Ende desselben zurecht, legte den Briefbogen darauf, stellte Tinte und Feder davor.

„Ich gehe mit dem Schiff," sagte Martin.

Da kam Lukas langsam auf ihn zu mit ausgestreckten Armen, der lange Bart zitterte ein wenig, aber er selber ging aufrecht und immer in derselben Ruhe. Beide Hände legte er Martin auf die Schulter, daß dieser unter dem schweren Schlag derselben schwankte, und plötzlich riß etwas; es war ein scharfes, übel ins Ohr dringendes Geräusch. Lukas hatte dem Sohne die Offizierszeichen von den Schultern gerissen. Sie fielen aus seinen Händen mit einem Klatschen zu Boden.

Eine atemlose Stille war darauf in der Stube. Martin regte sich nicht, er stand mit hängendem Kopf und lang an den Seiten hinabfallenden Armen, in seinem Gesicht war kein Blutstropfen mehr. David und Rosa brachten kein Wort heraus, sie saßen müßig vor ihren Tellern, auf ihren Gesichtern war zu lesen, wie jedem das Herz in einer wilden Beklemmung klopfte. Selbst Longinus, der im Leben nie aus dem Gleichgewicht gekommen war, hatte ein zuckendes Gesicht, legte die Hände zusammen, und zwei Tränen liefen ihm über die runden weißen Backen. Und in die große Stille klang nur von ganz fern der Donner, der noch hinter dem Berge ging. Die drei, die auf Martin und Lukas blickten, wußten, daß etwas Fürchterliches geschehen war und etwas, das selten geschieht. Es war wie ein Gericht und wie ein Tod. Keiner konnte reden.

Lukas Hochstraßer nach einer kurzen Weile zeigte auf das Blatt Papier. „Schreib dort," sagte er zu Martin.

Der sah auf wie ein geschlagener Hund. „Was?" fragte er in heiserem Ton.

„An dein Kommando schreib, daß du nicht mehr kommen kannst, weil du deine Uniform nicht mehr tragen darfst."

Der Junge wendete sich trotzig ab.

„Schreib!" wiederholte Lukas mit erhobener Stimme.

Da schlich er in sich zusammengeworfen zum Tisch und setzte sich davor. Er biß die Zähne zusammen, besann sich und schrieb dann in jähem Entschluß mit hastigen Zügen. Die Feder kratzte, so heftig drückte er auf.

Lukas war auf die Schwelle des Nebenzimmers getreten. „Nachher kannst du hier hereinkommen," sagte er und ließ die Tür offen. Sie hörten ihn drüben hantieren. Einmal klang ein Geldklimpern zu ihnen herüber. Aber sie saßen alle fast ohne sich zu regen, wie unter einer Peitsche sich duckend. Martin schrieb. Mit einem heftigen Zug setzte er seinen Namen unter das Geschriebene, adressierte nicht, ließ den Brief offen auf dem Tisch liegen. Die Zähne noch immer verbissen, den Blick am Boden, ging er zum Vater hinüber. „Der Brief liegt auf dem Tisch, Ihr könnt ihn lesen," hörten sie ihn noch mit erstickter Stimme sagen, dann schloß Lukas die Tür. Als sie nun gegangen waren, schlich der Knecht vom Tisch. David erhob sich und stellte sich ans Fenster, sah mit trüben, versonnenen Blicken hinaus; es war immer dieselbe verträumte Zerfahrenheit an ihm, aber ein Ausdruck von Qual trat jetzt schärfer als früher in seinem Gesichte hervor. Rosa hob an abzutragen, eine volle Mahlzeit; sie hatten nur wenige Bissen gegessen.

Was die beiden in der Nebenstube sprachen, erfuhr keines. Martin kam nach einer Weile heraus. David und Rosa waren noch in der Stube. Er sah sie aber nicht an, mit starr an den Boden gerichteten Augen ging er durch die Stube, das braune Gesicht aschig. Nachher verbrachte er wohl zwei Stunden in seiner Kammer. Endlich kam er, in seinen Sonntagskleidern, einen Handkoffer in der Hand, herunter. In der Stube war niemand mehr. Vor dem Haus aber traf er auf den Vater und die Schwester, die mit einer kranken Kuh zu schaffen hatten. Das Tier war an einen in die Stallmauer eingelassenen Ring angebunden, und Lukas riß ihm das Maul auf, während Rosa ihm eine Arznei eingoß. Die beiden waren von dem, was oben in der Stube geschehen war, an ihr Tagewerk zurückgekehrt. Lukas hatte alte zertragene Kleider an, er wie Rosa waren barhaupt. Martin zögerte an der Tür, als er sie sah; von seinen Brüdern war keiner in der Nähe. Dann stellte er den Handkoffer zu Boden und trat zu den beiden hinüber. Sie kamen eben mit ihrer Arbeit zu Ende. Das Tier war widerspenstig gewesen, und beide traten Atem schöpfend zurück. Da näherte sich Martin dem Vater. „So gehe ich jetzt," sagte er in einem verwürgten Ton, sah nicht auf dabei, aber die Hand streckte er aus: „Ade, Vater."

„Ade," sagte Lukas Hochstraßer, und als der Junge ihm in verstecktem Drängen nach der Hand griff, die er ihm nicht geben wollte, trat er einen Schritt zurück, lehnte sich an das angebundene Tier und blickte an Martin vorüber ins Weite. „Sie ist mir zu schmutzig, die Hand", sagte er still und schwer.

(Fortsetzung folgt.)

Wahrt die Würde!

Von D. O. Hartwich-Bremen.

Solange jemand mit sich selber Mitleid hat, verdient er nicht das Mitleid eines andern; Heulbojen können doch den nur interessieren, der selbst im Nebel fährt!

So lange jemand sich noch selbst entschuldigt, bedarf er nicht, daß ihn ein anderer entschuldige. Wer noch sein

eigener Anwalt ist, hat meist am fremden Anwalt nur immer etwas auszusetzen!

So lange jemand sich noch weißzubrennen sucht, statt daß die Scham ihn rot brennt, verdient er nicht, daß schon ein anderer für ihn in heiligem Erbarmen brenne. Es gibt so viel verschämte Not, daß man sich mit der unverschämten nicht aufzuhalten nötig hat!

Erbarmen ist das vornehmste Geschenk! Geschenke aber macht man nicht, wenn sie der andere fordert, sondern wenn es einen selber dazu drängt.

Wer auf Erweise des Erbarmens pocht, weil es auch solche göttlichen Affekte in Menschenseelen gibt, der ist in höchstem Maße unverschämt.

Der Unverschämte fordert dein Erbarmen für seine Schuld; und kannst du es ihm nicht gewähren, so sagt er, du seist daran schuld, wenn er zugrunde geht!

Hört endlich auf mit dem Gefasel von eurer sogenannten Christenpflicht! Sie ist erst da am Platze, wo es der andere verdient, daß man von seinem Menschenrechte spricht. Christliche Größe liegt nicht nur im Gewähren, sondern genau so im begründeten Versagen!

Daß ein anderer deine Erweisungen der höchsten inneren Größe nur als sein gutes Recht betrachtet, auf das er pochen darf, weil du sie just als deine Pflicht empfindest, das darfst du dir verbitten! Das hieße ja, die Welt des Seelenadels preisgegeben haben an die Lumpen!

Wie Exzellenz sich irrte.

Humoreske von **Hermann Wagner**.

Es ist bekannt, wie oft sehr kleine Ursachen sehr große Wirkungen haben können. Man könnte diese Tatsache durch tausend Beispiele illustrieren, ich begnüge mich indessen damit, sie nur durch einen Fall bildhaft zu machen, den ich selbst erlebt habe. Dieser Fall trug sich in Hahnenbrück zu, einer kleinen Stadt, die niemand kennt, weil sie gar nicht existiert. Wir wollen sie aber trotzdem sechstausend Einwohner haben lassen, in deren Mitte ein junger Mann lebte, der Kreibich hieß und der sein Dasein damit zu fristen suchte, daß er Tabak, Zigarren und Zigaretten feilhielt.

Nun, soviel auch geraucht wird, so wird doch nach Ansicht Ernst Kreibichs noch viel zu wenig geraucht. Denn da Hahnenbrück ein Ort war, an dem jegliches Laster schlecht gedieh, so konnte er sein Dasein nur auf recht kärgliche Art fristen. Und er war doch so ein netter junger Mann von knapp dreißig Jahren, der, ehe er sich in seiner Heimat selbständig gemacht hatte, in Berlin allerlei erlebt hatte. Aber vielfach waren gerade diese Berliner Erlebnisse der Grund, weshalb man ihn in Hahnenbrück gesellschaftlich und geschäftlich einfach schnitt. Worin diese Erlebnisse eigentlich bestanden, das wußte übrigens kein Mensch.

„Wissen Sie, Frau Knäbich", sagte Ernst Kreibich eines Tages zu seiner Wirtin, „mich kann eigentlich nur noch eins davor retten, den Konkurs anzumelden, nämlich eine reiche Heirat."

„Nun", meinte Frau Knäbich scherzhaft, „dann nehmen Sie doch Else zur Frau, die Tochter von Franz Ladisch!"

„Ach", dachte da Ernst Kreibich bei sich, „die Else —!"

Tatsache war nämlich, daß Else ebenso hübsch wie reich war. Tatsache war des weiteren auch, daß Else Ladisch einer der wenigen Menschen in Hahnenbrück war, die Ernst Kreibich so etwas wie Sympathie entgegenbrachten, was sich darin ausdrückte, daß sie dann und wann im Laden Kreibichs erschien, um Zigaretten zu kaufen. Tatsache war aber leider auch, daß der Maschinenfabrikant Franz Ladisch an nichts weniger dachte, als daran, seine Tochter mit einem Menschen liebäugeln zu lassen, der nichts hatte . . .

Aber da kam dem Bedauernswerten plötzlich Hilfe von einer Stelle, von der er sie nie und nimmer erwartet hatte, und das ging so zu:

Hahnenbrück feierte das Fest seines vierhundertjährigen Bestehens und lud, um der Feier einen möglichst strahlenden Glanz zu geben, aus diesem Anlaß eine höchst illustre Persönlichkeit aus Berlin ein, einen alten General. Und Seine Exzellenz sagte auch zu und kam und geruhte auch, die schwungvolle Festrede anzuhören, die Herr Franz Ladisch als Vorstand des Festausschusses hielt und die er in einem donnernden Hoch auf Seine Exzellenz, den Herrn General, ausklingen ließ, der mit einigen freundlichen Worten für diese Ehrung dankte, es im übrigen aber sehr eilig hatte, da er mit seinem Auto noch am gleichen Tage in ein benachbartes anderes Städtchen fahren mußte, wo man ihn gleichfalls zu ehren wünschte. Er schritt also sehr eilig die Front der aufgestellten Vereine ab, salutierte, sprach aber niemand an, bis er ganz plötzlich stutzte und vor einem jungen Mann stehen blieb, diesem kordial die Hand reichte und sagte: „Donnerwetter, was sehe ich? Sie sind es? Das freut mich aber! Wie geht es Ihnen?"

„Danke gehorsamst, Exzellenz," antwortete stammelnd der Angesprochene, „ich kann nicht klagen."

„Das freut mich! Verdienen Sie auch! Ihre Stadt kann auf Sie stolz sein!"

Der Herr General lächelte leutselig, indem er dies noch sagte, reichte dem jungen Mann zum Abschied nochmals die Hand, ging dann salutierend weiter und bestieg schließlich sein Auto, das ihn im Nu davon trug.

Es ist schwer zu beschreiben, wie groß unter den Anwesenden die Überraschung war, nachdem sich all dies begeben hatte. Wie, Seine Exzellenz hatten huldvollst geruht, gerade Ernst Kreibich anzusprechen, und zwar mit Worten, die die ganze Stadt so riesig ehrten? Man staunte und geriet immer mehr aus der Fassung, während der, der so plötzlich zum Gesprächsthema einer ganzen Stadt geworden war, sich still und bescheiden davon schlich und sich in seine Wohnung begab, um über den Fall recht gründlich nachzudenken.

Schon am nächsten Tage konnte sein Laden die Leute kaum fassen, die beim ihm kaufen wollten. Natürlich fragten ihn alle darüber aus, welche Bewandtnis es denn mit den Worten habe, die Seine Exzellenz, der General, an ihn gerichtet habe.

Aber da lächelte Ernst Kreibich nur diskret, zuckte mit den Schultern und sagte ,das könne er beim besten Willen nicht verraten.

Bald stellte sich auch Herr Franz Ladisch ein, schüttelte dem jungen Mann väterlich die Hand und kaufte bei ihm gleich sechs Kisten Brasil-Zigarren. Es war nicht zu vermeiden, daß Ernst Kreibich den Herrn Maschinenfabrikanten bei dieser Gelegenheit zum Sitzen einlud, was eine halbe Stunde vertraulichen Plauderns ergab, mit dem Erfolg, daß Ernst Kreibich von Herrn Franz Ladisch für den nächsten Sonntag zum Mittagessen eingeladen wurde. Es gab da mehrere Gänge, sehr guten Wein und nach Tisch eine vertrauliche Aussprache zwischen dem Gast und der Tochter des Hauses. Schon vierzehn Tage später gab Herr Franz Ladisch in einer großen Anzeige des Lokalblattes bekannt, daß sich seine Tochter Else mit Herrn Ernst Kreibich verlobt habe.

„Jetzt verrate mir aber," sagte Herr Franz Ladisch am Abend der Verlobung zu seinem Schwiegersohn in spe, „in welchem Zusammenhang du mit Seiner Exzellenz, dem Herrn General, stehst!"

„Das", gab darauf Ernst Kreibich zur Antwort, „kann und darf ich im Interesse Seiner Exzellenz erst nach meiner Hochzeit sagen."

Nun, die Hochzeit fand statt, die Mitgift wurde ausgezahlt, und das junge Paar schickte sich eben an, den Zug zu besteigen, der es nach Italien bringen sollte. Da nahm im letzten Augenblick Herr Franz Ladisch noch seinen Schwiegersohn beiseite und sagte, daß er nun endlich das so sorgsam gehütete Geheimnis zu erfahren wünsche.

Ernst Kreibich sagte: „Ach so. Die Sache ist die, daß Seine Exzellenz, der Herr General mich einfach verkannt hat, verrate das nicht, denn wir dürfen die alte gute Exzellenz auf keinen Fall blamieren!"

Einer, der kein Blatt vor den Mund nimmt.

Ein lustiges, und doch auch ein wenig lehrreiches Schriftsteller-Geschichtchen enthält die neue Nummer des „Deutschen Literaturspiegels" (Zeitspiegelverlag, Berlin NW. 6):

„Es gibt Stunden, in denen auch der harmloseste Schriftsteller „sich fühlen" darf. Es sind die Stunden, in denen von fremder Hand geschriebene Briefe eintreffen. Sie beginnen mit den ehrenden Worten „Hochverehrter Meister!" und flehen im Verlaufe der Mitteilung um ein Autogramm.

Der Brief, den ich kürzlich erhielt, stammte aus Leitmeritz, und er hatte folgenden auf mich geradezu verwirrend wirkenden Inhalt:

„Meister," ertönte es aus Leitmeritz, „das Gefühl windender Verehrung drückt mir die Feder in die nackte Rechte. Mein größtes Glück wäre es, ein mit Ihrer eigenhändigen Widmung versehenes eigenes Buch aus Ihrer eigenen Hand zu empfangen. Ewig der Ihre

Hugdietrich Moritz Bendiner,
Magistrats-Dietär."

Ich setzte mich alsbald an die Schreibkante und antwortete:

„Verehrtester Herr Magistrats-Dietär Bendiner, Widmungen sind mir wohl feil. Sie sind mir sogar wohlfeil. Mit nichten aber Exemplare meiner Bücher. Böhmen und Mähren sind groß, auch in den anderen Staaten der ehemaligen Donaumonarchie sowie in den Landen des Deutschen Reiches leben viele, die sich gratis eine Bibliothek zu verschaffen wünschen. Ich habe bereits alle meine Bücher portofrei und eigenhändig versandt. Sollten Sie aber einmal den ungewöhnlichen Weg beschreiten, den Buchhandel

in dieser Angelegenheit zu behelligen, dann wird es mir eine Ehre sein, das mir von Ihnen zugesandte Exemplar eigenhändig zu verschönen und ebenso an Sie zurückzuschicken. Ihr ergebenster . . ."

Nach vier Tagen stand auf einer aus Leitmeritz an mich gelangten Postkarte dies zu lesen: „Trottel, denken Sie, ich werde für Ihren Mist noch Geld ausgeben? So ein Größenwahn!!! H. M. B." Ri-Ri.

Willi sucht Stoff.

Satire von Olaf Bouterweck.

Für den Schriftsteller ist der Stoff das, was für den Maurer der Kalk, für den Matrosen der Priem, für den Friseur der Bubikopf ist — kurz: der Stoff ist für den Schriftsteller die bedingungslose Voraussetzung allen Schaffens.

Und darum ist er natürlich nicht da; er muß vielmehr erst erjagt, erkämpft, erhorcht, erschnüffelt, erlogen, erstunken, er . . . na ja! Und diese ewige Jagd nach dem Stoff ist die Ursache, weswegen alle Schriftsteller trotz ihrer fürstlichen Honorare so verhungert aussehen . . . Tatsache! Der Zweck heiligt die Mittel: darum ist dem Schriftsteller jedes recht. Nur klauen darf er nicht. Das tut er aber auch nie. Fragen Sie ihn bitte selbst!

Früher — als Willi noch Anfänger war und die Redaktionen nichts von ihm wissen wollten — hatte er ganze Wagenladungen Stoff gehabt; aber jetzt, wo sich die Verleger um seine Arbeiten rissen, fiel ihm natürlich wochenlang nichts ein.

Sechs Wochen wartete er nun schon auf eine Eingebung. Heute hatte er sich für die letzten drei Pfennige eine Zigarette gekauft. Daß seine Absätze schief und die Sohlen voll Löcher waren, kümmerte Willi nicht, denn über solche Belanglosigkeiten ging er als Philosoph zur Tagesordnung über. Unangenehmer dünkte es ihn jedoch, jeden Tag ein neues Loch in seinen Leibriemen bohren zu müssen, um den knurrenden Magen zur Vernunft zu bringen — der schöne Riemen tat ihm leid!

Hunger schärft den Verstand. Nach dreitägigem Hungern hatte sich Willis Verstand bereits soweit geschärft, daß er die ersten leisen Antennenschwingungen der kommenden Eingebung fühlte.

Der in Einfallswehen liegende Dichter hat drei Möglichkeiten, die Geburt schnell und glücklich herbeizuführen: Rauchen, Musikhören, einsamer Mondscheinspaziergang. Willi entschied sich aus oben erwähnten Gründen für das letztere.

Das war der Grund, weswegen er an diesem Abend durch den nächtlichen Wald pilgerte. Aus den brodelnden Nebelschwaden unklarer Vorstellungen begann sich gerade scharf umrissen der schillernde Regenbogen eines göttlichen Einfalls zu lösen, als sich eine unliebsame Störung ereignete.

Im tiefsten Dunkel des Waldes trat plötzlich ein Mann auf Willi zu, lüftete höflich den schäbigen Rest seines Hutes und sagte: „Verzeihung, mein Herr — ich habe hier in meiner Hand ein kleines, neckisches Ding; wenn man daran ein wenig mit dem Finger zuckt, knallt es. Würden Sie wohl so liebenswürdig sein und Ihre sämtlichen Wertsachen da auf den Baumstumpf legen?!"

Einen Augenblick stand Willi verblüfft; aber dann kam ihm das Komische der Situation zum Bewußtsein, und er lachte — lachte, daß es schallend durch den nächtlichen Wald hallte.

Jetzt war die Reihe, verblüfft zu sein, an dem andern. „Mein Herr — was gibt's denn da zu lachen?" fragte er drohend.

„Verzeihung", sagte Willi, nach Luft ringend, „aber Sie sind an die falsche Adresse geraten; denn ich habe mir heute mittag für meine letzten drei Pfennig eine Zigarette gekauft! Wissen Sie — ich bin Schriftsteller und suche hier nach einem Stoff, oder — wenn ich den nicht finde — einen schönen Platz zum Aufhängen — —"

Der andere hatte den Revolver längst in die Tasche gesteckt und war auf den Baumstumpf niedergesunken. Eine Weile starrte er schweigend vor sich hin, um dann plötzlich die Hände vor das Gesicht zu schlagen und bittere Tränen zu vergießen.

Willi fühlte etwas wie Mitleid mit dem armen Kerl in sich aufsteigen. Sicher hatte ihn jetzt die Reue über sein dunkles Treiben gepackt. Und Willi begann, jenem Trost zuzusprechen.

Doch schon nach den ersten Worten blickte der andere ihn wütend an: „Mensch, hören Sie auf! Reue — pah! — wer spricht denn von Reue?!"

„Na, ich dachte — Ihre Tränen — —"

„Quatsch! Eine Wut hab' ich! Nix als Wut! Sehen Sie: Zehn Jahre lang bin ich Schriftsteller gewesen; zehn Jahre lang bin ich wie Sie auf der Jagd nach Stoff gewesen, bis mir das ewige Hungern endlich zum Halse heraus hing, und ich mir gestern den Revolver da gekauft habe. Natürlich nicht für den eigenen Leib — wenigstens vorläufig nicht. Übrigens ist er jetzt nicht geladen; man kann bei so einem Teufelsding nie wissen . . . Aber daß der erste, den ich überfalle, genau so ein verhungerter Dichter ist wie ich selbst — — sehen Sie, das läßt mich die ganze Trostlosigkeit meines neuen Berufes erkennen."

„Hören Sie, lieber Kollege", sagte Willi, „darf ich Ihnen einen guten Rat geben?"

„Bitte!"

„Dann — verkaufen Sie den Revolver und pumpen Sie mir fünf Mark!"

Und das tat der Gutmütige denn auch.

Bunte Chronik

* **Zwangsversteigerung einer Beethoven-Erinnerungsstätte.** Es ist eine seltsame und betrübliche Fügung des Zufalls, daß gerade jetzt, im hundertsten Todesjahre Beethovens, inmitten der Vorbereitungen zu den Zentenarfeiern, die in aller Welt abgehalten werden, das Beethoven-Haus in Mödling bei Wien zur Zwangsversteigerung ausgeschrieben ist. In diesem Hause hat der Meister die von ihm als sein bestes Tonwerk bezeichnete „Missa solemnis" und die „Hammerklaviersonate" geschaffen. In diesem Hause fand auch der Besuch Zelters, 1819, statt, der Goethe so sehr interessiert hatte. Beethoven wurde wegen seines „lärmenden Benehmens" die Wohnung gekündigt, so daß er die „Missa" in seiner neuen Wohnung vollenden mußte. Die Versteigerung des Hauses soll am 14. April stattfinden, das historische Objekt (Haus mit Garten) ist auf 117 000 Schilling geschätzt.

*

* **Die Radio-Bremsröhre.** Die mannigfachen Versuche, einen scheinbar kleinen, aber in seinen Wirkungen lästigen Mangel des Radioapparates, nämlich die Selbstschwingungen des Empfängers illusorisch zu machen, sind bisher erfolglos gewesen. Diese Schwingungen sind es nämlich, welche die unleidlichen Störungen und Unterbrechungen in der Aufnahme der Sendung verursachen und bisher trotz aller Bemühungen nicht behoben werden konnten. Nun ist es dem Wiener Radiotechniker Dr. Robert Pollak-Rudin gelungen, die sogenannte „Bremsröhre" zu konstruieren. Es ist dies eine Empfangsröhre, die im Verein mit einer Zusatzanode in die Schwingungen eingeschaltet, den empfangenen Ton von jeglicher Dissonanz freihält und dadurch vollständig rein und stark macht. Mit dieser Erfindung ist man auf dem Wege der Überwindung der den Radioverkehr hemmenden atmosphärischen Störungen jedenfalls erheblich vorwärts gekommen.

*

* **Der älteste Strafgefangene gestorben.** Im Gefängnis des Staates Wisconsin starb im Alter von 88 Jahren William Maxwell, der sich rühmen konnte, der älteste Strafgefangene der Welt zu sein. Er hatte im Oktober vorigen Jahres 55 Jahre abgesessen; die Folgen eines Wirtshausstreites, bei dem er seinen Gegner getötet hatte. Er war stets ein „vorbildlicher Gefangener" und machte von keiner Begnadigungsmöglichkeit Gebrauch.

Lustige Rundschau

* **Berliner auf Reisen.** Zwei Berliner begegnen sich oben auf dem größten ausgedehntesten Gletscherfeld der Ostalpen an einem regnerischen windigen Tag. Beide mit Mänteln und Tüchern vermummt, gehen einander grußlos vorbei, und im Vorübergehen sagt der eine zum andern: „Mensch, uff'm Tempelhofer Feld is ooch nich anders."

*

* **Wenn Hänschen nascht . . .** In einer Kindergesellschaft steht die Flasche mit Himbeersaft gerade vor Hänschens Platz. Das elektrische Licht versagt für eine Minute. Hans kann nicht widerstehen und nimmt heimlich einen Schluck aus der Karaffe. Dann setzt er sie ganz lautlos wieder hin. Das Licht strahlt auf. Die Karaffe steht mitten im Pudding . . .

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg